

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 3

Artikel: Herr Hitler im Bistro
Autor: Lenz, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662214>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sen, die mehr Opfer forderte, nur nicht gerade jetzt, wo er pressiert ist. Dass er keine Zeit hat, davon ist er fest überzeugt, und man sieht es ihm auch an.

Aber warum haben es diese Autofahrer eigentlich so eilig? Machen sie bei einem Rennen mit, wo hohe Preise locken? Durchaus nicht. Müssen sie zu einer wichtigen Sitzung? Doch kaum, es ist ja Sonntag. Und doch sind sie felsenfest davon überzeugt, keine Minute verlieren zu dürfen. Ist das nicht merkwürdig?

Jeden Sonntag rasen Tausende, wie vom Teufel gehetzt, über unsere Landstrassen. Obschon sie auf einer Vergnügungsfahrt sind, haben sie keine Zeit, sich dem Vergnügen hinzugeben. Sie haben keine Zeit, um an einem besonders schönen Punkt anzuhalten und die Aussicht zu betrachten. Sie haben keine Zeit, das Innere einer schönen alten Kirche zu besuchen. Sie haben keine Zeit, eine Blume am Weg zu pflücken.

Was ist nun das Ziel der Raserei? Gewöhnlich nicht mehr als irgendeine Wirtschaft, wo gegessen und getrunken wird. Aber auch dort nehmen sie sich kaum Zeit, beim schwarzen Kaffee die Zigarre in Ruhe fertig zu rauchen. Es treibt sie weiter. Sie müssen noch einen langen Weg zurücklegen, noch nach Schaffhausen oder Stein am Rhein, nicht etwa um dort auszusteigen, sondern um dort durchzufahren. Bei Sonnenuntergang kehren sie dann müde nach Hause zurück, um sofort den Radio einzuschalten, um auch dann, wenn der Motor nicht mehr läuft, nicht zur Besinnung zu kommen.

Ist das Automobil schuld an dieser Hetzerei? Doch kaum. Das Automobil, wie jede Maschine, wurde ja geschaffen, um den Menschen zu dienen, um Zeit zu gewinnen. Aber in unsern Händen wird aus einem Diener ein Dämon, wir werden seine Sklaven. Aus dem Sonntag, dem Tag, den Gott gemacht, der bestimmt ist zur Erholung, zur Einkehr (nicht zum Einkehren), wird eine wilde Hetzjagd. Der Sonntag, der als Ruhepause von dem Hasten und Jagen des Erwerbslebens dienen soll, wird von einem Ruhetag zu einem Tage besonderer Unruhe degradiert. Warum? Das schlechte Gewissen ist ein Charakteristikum unserer Zeit. Es macht, dass wir wie Ahasver, der ewige Jude, immerwährend auf der Flucht vor uns selbst sind, und weil wir im Zeitalter der Technik leben, erfolgt diese Flucht im 100-km-Tempo.

(Aus dem demnächst im «Schweizer-Spiegel»-Verlag, Zürich, erscheinenden neuen Buch von Adolf Guggenbühl «Kein einfach Volk der Hirten»).

H E R R H I T L E R

I M B I S T R O

Die Franzosen begnügen sich nicht damit, sich gegenseitig einen «Guten Tag» oder «Guten Abend» zu wünschen. Zusätzlich fragen sie immer sofort danach, wie es dem Gegenüber geht, ob es sich um ein schnelles Gespräch im Vorübergehen auf der Strasse oder um ein langes Telefongespräch handelt. «Comment ça va?» ist die klassische Frage. — «Wie geht es?» Die Antwort darauf ist unter Franzosen in den meisten Fällen: «Ça va mal!» — «Es geht schlecht!» Beides, bauerliche Vorsicht und verkappter Stolz, lassen die Franzosen so sprechen.

Ort: Auf der Terrasse eines grossen Cafés in Köln am Rhein.

Zeit: Kanonen statt Butter. (Für die jüngeren unter den Lesern — und damit sie es nicht so schnell vergessen — 1938.) Ich frühstückte. Die Butter in Köln war damals klein und bleichsüchtig. Nach Farbe und Grösse sah das Stückchen Butter so aus, als habe eine der Domtauben etwas auf den Teller fallen lassen. In Europa und unter Menschen, die sich unter ein totalitäres System gebeugt haben, tut man gut daran, Ausländer zu sein. Totalitär beherrschte Menschen schinden die eigenen Landsleute gern und viel. Den Ausländern wollen sie aber gern und oft beweisen — jedenfalls war es damals so —, dass sie eben doch keine Barbaren sind. So bat ich den Kellner — und ich bemühte mich dabei, einen kleinen unverfänglich fremden Akzent in meine Sprache zu bringen —, er möge mir noch etwas Butter bringen. Der Kellner war mager, dürr und verhärtet. Eilfertig ging er und bald kam er mit der Nachricht: «Leider ist keine Butter mehr da, aber es gibt noch etwas Konfitüre ...» Mit leichtem Lächeln fragte ich — immer noch mit etwas fremdem Akzent, aber auch wieder nicht so, dass er mich unbedingt für einen Ausländer halten musste, denn was konnte alles daraus entstehen, wenn man solche Spässe machte —: «Und wie geht es sonst in Deutschland?»

Der Kellner straffte sich. Ich sah, dass er unter seiner langen schwarzen Hose SA-Stiefel trug: «Sehr gut geht es in Deutschland, mein Herr!»

Ich flog nach Paris. Da ich um elf Uhr abflog, kam ich nach einem Flug von zwei Stunden doch um Punkt zwölf Uhr in Le Bourget an, denn es war Sommerzeit. In Paris sagt kein Mensch «zwölf Uhr». In Paris sagen alle «midi» — Mittag. Denn es ist eine heilige Stunde, die nicht mit einer Zahl umschrieben werden darf. Es ist die Stunde des Essens. Heilige Stunden müssen heilig gehalten werden, nicht durch Arbeit entweiht. Ich rechnete mir leicht aus, dass ich sicherlich in Paris zu spät ankommen würde, selbst wenn ich den Weg von Le Bourget in die Stadt mit einem Auto machen würde. So entschloss ich mich, gleich neben dem Flugplatz in einer kleinen Kneipe zu essen. Es war ein kleines Bistro, in dem Chauffeure und Autobusfahrer zu essen pflegten. Die Patronne kam. Ich war der erste Gast an jenem Tag. Die Patronne war breit und massiv wie ein Geldschrank. Sie entschuldigte sich sehr, dass um fünf

Minuten nach zwölf das Essen noch nicht fertig sei. Sie sagte, es werde nicht lange dauern; sie verschwand, kam schnell wieder und legte mir ein langes, knuspriges Weissbrot auf den Tisch. Daneben stellte sie einen grossen irdenen Topf, der sicherlich einen Durchmesser von fünfundzwanzig Zentimeter hatte. Der Topf war bis an den Rand voll gelber Butter. «Tenez, Monsieur», sagte die Patronne, «damit Sie sich in Geduld fassen, bis das Essen kommt . . .» Ich staunte die Butter an. Ich verglich sie mit dem kleinen Klecks Butter in Köln am Rhein.

«Et comment ça va en France, à part cela?» fragte ich die Patronne. Die Dame schlug die Hände über dem Kopf zusammen. «Ah, Monsieur, ça va mal, schlecht geht es. Einen Hitler oder Mussolini müssten wir haben, um Ordnung zu bringen in diesen Saustall der Demokratie!»

(Entnommen einem vergnüglichen Reisebuch durch Land, Charakter und Geist unserer westlichen Nachbarn «Franzosen kreuz und quer», Eugen-Diederichs-Verlag, Düsseldorf-Köln.)

Friedrich Schongauer

A L L E R S E E L E N

*Oh, wie unsre Herzen brennen,
Nun wir eure Namen nennen,
Die auf Stein geschrieben sind
In des Friedhofs Nacht und Wind!*

*Seid uns nah an diesem Tage,
Antwort gebt auf unsre Frage
Nach der Trennung Sinn und Grund
Mit dem bleichen, stummen Mund!*

*Wenn wir euch die Blumen schenken,
Wollt ihr gütig an uns denken,
Die wir noch auf Erden sind!
Ihr seid Gottes Lichtgesind.*

*Heute sind wir euch verbunden,
Heute bluten alte Wunden,
Euer sind wir ganz und gar,
Ihr seid unser immerdar.*

*Lasst den alten Bund uns schliessen,
Alte Liebe möge spriessen,
Heute flüchten wir zum Grab,
Senken unsre Not hinab!*